

Kismet : eine wahre Geschichte aus Indien

Autor(en): **Betham, Dora**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KISMET

EINE WAHRE GESCHICHTE AUS INDIEN

VON DORA BETHAM

Ein wunderbarer Mondscheinabend in Indien, mild und klar die düfteschwere Luft, in weiter Ferne das leise Rauschen des breiten Flusses, der sich wie ein silbernes Band durch die weite Ebene hinzieht. Auf der Veranda eines Dak-Bungalow, dieser Rasthäuser, welche für die Bequemlichkeit und den Gebrauch ihrer Beamten von der englischen Regierung gebaut werden, saßen drei englische Offiziere. Sie waren, wie das in den englischen Offizierskreisen in Indien Sitte ist, während ihres Weihnachtsurlaubes zusammen in die Dschungeln gekommen, um Jagdsport zu treiben, und hofften, recht gute Beute heimzubringen. Das Bungalow lag weit entfernt von irgendeiner europäischen Ansiedlung, mitten im Walde. Am folgenden Morgen sollte die Treibjagd losgehen, und jeder der drei Herren hoffte, wenigstens etliche Leoparden, wenn nicht einen Tiger, erlegen zu können.

Um die Zeit zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen zu verkürzen, erzählten sich die Herren Jagdgeschichten.

Nur einer, der jüngste unter ihnen, sonst ein recht ausgelassener und lustiger Geselle, war an diesem Abend merkwürdig still und niedergeschlagen. «Na, Lennox,» sagte einer seiner Kameraden, «was fehlt dir denn heute abend? Sonst bist du doch nie so griesgrämig, — ist dir der Gedanke, daß du morgen vielleicht einem Tiger begegnen könntest, so schrecklich, daß dir aller Lebensmut vergangen ist?» — «Spotte nicht, Harcourt,» antwortete merkwürdig ernst der junge Lennox; «wenn du wüßtest, was mich so traurig stimmt, würdest du sicher nicht so frivol reden.» — «Nun denn, so erleichtere doch dein Herz und erzähle. Heraus mit der Sprache, Mann!»

«Wenn man die wahre Ursache nicht kennt, könnte man alles mögliche annehmen.»

Von beiden Kameraden wiederholt aufgefordert, sein Herz durch eine Aussprache zu erleichtern, fing Lennox zögernd an:

Es war vor zwei Jahren. Ich war eben von England nach Indien kommandiert worden und stand im indischen Infanterieregiment Nr. 90, welches damals in der Garnisonsstadt K. stationiert war.

Es war das erste Weihnachtsfest fern von zu Hause, und da ich in den Beamten- und Offizierskreisen noch nicht recht eingeführt war, hatte ich auch keine Einladung erhalten, das Fest mit jemand zu verleben. Um jedoch meinen Urlaub auszunützen, beschloß ich, hier in die Berge hinauf zu kommen und ein bißchen Jagd zu treiben. Ich wurde zwar von meinen Kameraden gewarnt, nicht allein hierher zu gehen und mich nicht allzusehr auf meinen eingeborenen Diener Tiwana Khan zu verlassen, auch nicht den von ihm verdingten Treibern zu trauen. Ich aber bestand darauf, gab kurz entschlossen den Befehl, meine zur Jagd und zum achtägigen Aufenthalt im Walde nötigen Sachen zu packen, auf einen Ochsenwagen zu laden und mir nachzubringen, während ich mein Pferd bestieg und voranritt.

Vom langen Reiten ermüdet — ihr wißt, es sind von K. gut achtzehn Meilen hierher —, war ich froh, am Abend an dieses Haus zu gelangen und mich auszuruhen. Mein Gaul war müde; ich band ihn locker an einen Baum, daß er fressen konnte, und setzte mich auf die Stufen, die zur Veranda führten, um meinen Diener und die Sachen abzuwarten. Den ganzen Tag über war es ungemein kühl gewesen. Die Sonne hatte zwar herrlich geschienen, ohne jedoch zu brennen; eine leichte Brise hatte mir den Ritt sehr angenehm gemacht. Nun war die kurze Dämmerung eines indischen Wintertages schon fast vorüber. Eben ging der Mond über dem Flusse in der Ebene auf, hier und da sah ich leichte Rauchwolken aus den Hütten der Eingeborenen aufsteigen, in der Ferne aus dem Walde klang der Ruf eines Fuchses oder der Schrei

einer Eule. Sonst war alles still; kein menschliches Wesen schien in der Nähe zu sein.

Ich mochte eine halbe Stunde gegessen und geträumt haben, als der nahe, grelle Schrei einer Eule mich aufschreckte und in mir — ich muß es gestehen — ein unheimliches Gefühl verursachte. Eben überlegte ich, was ich anfangen sollte, wenn mein Diener sich verspätet hätte und heute abend nicht mehr erscheinen würde, als sich ein leises Rascheln in den dunkeln Büschen hinter mir bemerkbar machte. Rasch drehte ich mich um, bereit, meinen Revolver aus der Gürteltasche zu ziehen und zu feuern, sollte es ein Waldräuber, deren es in dieser Gegend viele gibt, oder ein Raubtier sein. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir eine kleine, weißgekleidete Gestalt entgegentrat und, näher kommend, sich als ein weibliches Wesen entpulte! Schnell auf mich zutretend, ergreift sie meine Hand und flüstert mit bebenden Lippen: «Sahib, fliehe, wenn dir dein Leben wert ist! Bleibe nicht hier, denn sie wollen dich töten!» — «Wer will mich töten? Was ist denn überhaupt los?» frage ich ganz erstaunt. «Sie wollen dich berauben, dich vergiften. Willst du wirklich hier bleiben, so iß nichts von dem, was sie dir vorsetzen!»

Mit diesen Worten war sie, leise wie sie gekommen, wieder verschwunden. Noch erstaunt über ihre Worte, überlegte ich, ob ich ihr Glauben schenken und danach handeln sollte oder nicht, als ein großer, stark gebauter Inder mit einer Lampe in der Hand mir entgegentrat und mich mit tiefen Verbeugungen aufforderte, in das Haus zu treten. Im Scheine der Lampe erkannte ich ihn, und nun kam mir auch in den Sinn, wer die Kleine gewesen war. Unser alter Regimentskoch hatte eine Tochter, ein hübsches, zierliches Kind von ungefähr vierzehn Jahren. Ich hatte sie eines Tages, etwa eine Woche nach meiner Ankunft von England, von der Zudringlichkeit eines indischen Soldaten aus dem Regiment befreit. Seither begrüßte sie mich immer mit einem freundlichen Lächeln, wenn ich zum Dienst ritt, reinigte das Preßgeschirr meines Hundes und zeigte sich in mancher Weise dankbar. Ungefähr sechs Wochen vor Weihnachten war sie einem Manne — wo er herkam, wußte ich nicht — zur Frau gegeben worden, und seither hatte ich Phulmani — so hieß sie — nicht mehr gesehen, noch mich viel darum gekümmert, was aus ihr geworden war. War es der Zufall oder wollte es das Geschick, daß ich gerade jetzt Phulmani wieder traf, damit sie mich vor einer drohenden Gefahr warnen sollte? Ich hatte den Mann, den sie geheiratet hatte, flüchtig gesehen und fragte ihn jetzt, während ich ins Haus trat, wie er hierher komme. Er erzählte mir, daß er als Aufseher und Koch in diesem Hause von der englischen Regierung angestellt sei. Er erbot sich an, mir ein Abendessen zu bereiten und ein Schlafzimmer zu räumen, und äußerte die Meinung, daß mein Diener vielleicht heute abend nicht mehr ankommen würde. Da ich jedoch weder vergiftet noch betäubt sein wollte, schlug ich freundlich aber bestimmt sein Anerbieten ab und sagte, ich wolle lieber auf meinen eigenen Diener warten, der sicherlich bald kommen müsse und mir alles besorgen würde. Unterdessen war Tiwana Khan mit meinen Sachen und den Treibern gerade angekommen. Nachdem ich mir etwas hatte bereiten lassen, das ich mit großem Appetit aß, ging ich ins Bett. Es mochte Mitternacht sein, als ich plötzlich aufwachte, mit einem Gefühl, daß nicht alles in Ordnung sei. Da jedoch alles still blieb, glaubte ich, daß Phulmani mich vielleicht nur hatte erschrecken wollen, drehte mich um, und bald war ich wieder eingeschlafen. Gegen drei Uhr fühlte ich mich sachte an der Schulter gefaßt, und auffahrend gewahrte ich Phulmani bei meinem Bette stehen. Der volle Mondschein fiel auf ihr Gesicht und zeigte es mir in Angst und Sorge verzerrt. «Sahib, sie kommen, fliehe!» flüsterte sie. «Wer kommt?» «Sie, die Diebe; sie sind schon ganz nahe!» Mit

diesen Worten erfaßte sie meine Hand und versuchte mich aus dem Bette zu ziehen. Möglichst leise stieg ich heraus, und Hand in Hand schlichen wir uns hinter den Vorhang, der an der Tür zwischen dem Eß- und dem Schlafzimmer hing. Kaum hatten wir uns dorthin geflüchtet, als durch die offene Tür von der Veranda her sich eine große Männergestalt in gebückter Stellung in das Zimmer schlich. Der Mondschein zeigte mir ein blankes Messer in seiner Hand. Ich wartete, bis er in der Mitte des Zimmers war, dann sprang ich auf ihn. So schnell ich war, er war doch noch schneller, und im Augenblick sich umwendend hieb er mit dem Messer auf mich ein. Ich feuerte meinen Revolver ab, traf ihn aber nicht. Im selben Augenblick sprang Phulmani mit einem gellenden Schrei aus ihrem Versteck und rief um Hilfe. Als der Schuft sah, daß ich gewarnt und vorbereitet war, ließ er mich los und rannte zu hintern Tür in den Wald hinaus. Auf das Geschrei eilten alle meine Diener herbei, und zusammen beruhigten wir das arme, kleine Fräulein, welches an allen Gliedern zitterte und sich an mich klammerte.

Wir blieben alle bis zum Morgen wach und veranstalteten am folgenden Tage eine Treibjagd auf den Kerl, aber ohne Erfolg. Da er mir die Schulter verletzt hatte, war mir die Lust zum Jagen vergangen; ich beschloß daher, am folgenden Morgen zurückzukehren. In der Nacht ließ ich alle Türen verriegeln und befahl meinem Diener, bei mir im Zimmer zu schlafen, während alle Treiber auf der Veranda bleiben und abwechselnd wachen sollten.

Ich konnte höchstens eine Stunde geschlafen haben, als ich durch einen gellenden Schmerzensschrei geweckt wurde. Rasch sprang ich aus dem Bette und, von meinem Diener begleitet, lief nach dem Hause des Verwalters, von wo der Schrei gekommen war. Zu meinem Entsetzen sah ich die kleine Phulmani, ihre Hand auf den Busen gepreßt, laut stöhnend, im Mondschein auf dem Boden liegen. Ich hob sie auf, trug sie auf die Veranda und versuchte das Blut, das aus einer tiefen Wunde in ihrer Brust quoll, zu stillen. «Es nützt nichts, Sahib, Phulmani muß sterben!» murmelte sie, und ich sah, daß es unmöglich war, sie zu retten.

Empört über diesen gemeinen Mord, fragte ich sie, ob sie wüßte, wer es getan hatte. «Ja, Sahib; aber laß ihn gehen, Sahib; tu ihm nichts zuleide! Er ist mein Gatte und hatte das Recht, mich zu töten, da ich ihn verraten habe. Das habe ich ja getan, und nun ist er böse darüber.» Ihre Stimme wurde leiser, ihr Atem ging schneller: einige Minuten später hauchte sie ihr Leben, das sie für mich geopfert, in meinen Armen aus.

Tief aufatmend hielt der Erzähler inne, und ein paar Minuten herrschte Schweigen.

«So, nun habt ihr die Geschichte,» sagte er mit merkwürdig belegter Stimme. «Ich messe mir immer noch die Schuld an ihrem Tode bei. — Gute Nacht! Ich gehe schlafen.» Mit diesen Worten erhob sich Lennox und ging in sein Zimmer. Um zu schlafen — wer weiß? ...

Noch gerührt von dem eben Gehörten, rauchten die zwei andern Herren schweigend ihre Zigarren, als Tiwana Khan, Lennox' alter Diener, auf die Veranda trat. «Ja, Sahib,» sagte er, «Lennox Sahib ist heute abend nicht glücklich: er denkt an Phulmani. Er hat Ihnen doch von ihr erzählt? Ihr Mann wurde nie gefangen, da er sich über die Grenze flüchtete. Denken Sie sich, Sahib, wie sie im Sterben lag, in seinen Armen, hat sie — ein indisches Mädchen — den weißen Sahib um einen Kuß gebeten, und er beugte sich und küßte sie auf den Mund. Er ist sehr edel, der Sahib. Und da erst verstanden wir, warum sie ihren Mann verraten hatte: sie tat es, um den Mann, den sie liebte, zu retten. Dort unter jenen Bäumen können Sie ihr Grab sehen. Lennox Sahib ließ einen weißen Stein darauf setzen. Arme kleine Phulmani! Es war eben Kismet, Sahib.»